

DROSTE

Lotte Minck

Mausetot im Mausoleum

*Eine Ruhrpott-Krimödie
mit Loretta Luchs*



Kapitel 4

Jahrmarktsatmosphäre inklusive Glaskugel: Manchmal bewahrheiten sich Loretta's Vorurteile tatsächlich ... Oder vielleicht doch nicht?

Mein Schlafdefizit machte sich während der Nacht deutlich bemerkbar. Die erste kurze Pause gegen Mitternacht verbrachte ich draußen, in der Hoffnung, die kühle Nachtluft würde mir einen kleinen Kick geben. Ich umrundete den Parkplatz, und als ich wieder zum Eingang kam, stand am Fuß der Treppe ein rauchender Mann.

Natürlich grüßte ich ihn im Vorbeilaufen und wollte schnell weiter, aber er sprach mich an.

»Hey. Auch gerade Pause?«

Nun, es war wohl kaum mein Hobby, mitten in der Nacht auf Firmenparkplätzen herumzulungern, oder?

»Hm. Hab ein bisschen frische Luft geschnappt.«

Super, Loretta – warum das Offensichtliche nicht zusätzlich noch mal erklären?

Er zog an der Zigarette und blies den Qualm aus. »Kann sich ganz schön hinziehen, so eine Nachtschicht. Arbeitest du immer nachts?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Mal so, mal so.«

»Dachte ich mir schon, weil ich dich noch nie gesehen habe. Ich bin übrigens Mark.«

»Loretta.«

»Du arbeitest bei denen hier im Erdgeschoss, oder?« Auf mein Nicken hin fuhr er fort: »Was macht ihr eigentlich?«

»Wir machen den Support für die deutschsprachigen Kunden einer internationalen Privatbank«, erwiderte ich wie aus der Pistole geschossen, ohne rot zu werden.

»Ach. Auch nachts? Wer braucht denn mitten in der Nacht Auskünfte? Oder will etwas überweisen?«

»Zum Beispiel diejenigen unserer Kunden, die gerade in den USA sind. Die verschiedenen Zeitzonen, du verstehst? Aber die meisten rufen natürlich tagsüber an. Unser tagsüber. Deshalb benötigen wir nachts nur eine kleine Besetzung.«

Er nickte. »Wir auch. Kabelfernsehen, weißt du? Ein paar Leute schaffen es immer, sich nachts so gründlich auf ihrer blöden Fernbedienung zu vertippen, dass sie ihre Kanäle nicht mehr finden. Und dann müssen wir sofort helfen. Das duldet keinen Aufschub.«

»Verstehe. Wenn die Glotze nicht mehr funktioniert, bricht Panik aus. Äh ... ich muss wieder rein. Hat mich gefreut, Mark.«

»Mich auch. Bis die Tage.«

Das mit der internationalen Privatbank hatten Dennis und ich ausbaldowert, nachdem das andere Callcenter über uns eingezogen war. Da davon auszugehen war, dass die

Angestellten und wir uns begegnen würden und vielleicht Fragen zur Natur unserer Dienstleistung aufkämen, hatten wir eine gute Geschichte gebraucht. Nicht, dass wir uns dessen schämten, was wir taten, keineswegs.

Aber es gab mindestens zwei gute Gründe, nicht offen damit umzugehen: Man stelle sich erstens vor, unsere Adresse wäre überall bekannt. Was würde passieren? Kunden würden hier aufkreuzen, um das Objekt ihrer Begierde persönlich zu treffen. Bestimmt nicht jeder von ihnen, aber ein paar reichten schon. Und damit wären wir auch schon direkt beim zweiten Grund: Wir verkauften Illusionen, und eine davon war, dass sämtliche Telefondamen jung, knackig und rattenscharf waren. Folgendes Szenario: Verehrer kreuzen hier auf, und dann kommt zum Beispiel Doris aus der Tür. Oder Gudi. Die eine über siebzig, die andere um die sechzig. Und schon war die Fantasie von den schönen und willigen jungen Frauen zum Teufel. Dann doch lieber die internationale Privatbank.

Trotz meines Ausflugs an die frische Luft musste ich immer wieder dagegen ankämpfen, einzunicken. Wenn es kritisch wurde, stand ich auf und trabte ein wenig auf der Stelle, um meinen Kreislauf wieder in Gang zu bringen, denn auch mein Körper konnte nur eine gewisse Menge an Espresso verkraften. Noch zwei weitere Male spazierte ich in dieser Nacht um den Parkplatz herum, allerdings ohne Mark noch einmal zu begegnen.

Endlich graute der Morgen und kündigte das Ende meiner Schicht an. Nach und nach trudelten die Kollegen ein, und irgendwann stand Doris neben meinem Stuhl. Ich nahm mein Headset ab und rieb mir die Augen.

»Mein Gott, Schätzchen, du siehst ja verheerend aus«, sagte Doris. »Jetzt aber wacker nach Hause ins Bett mit dir. Kannst du überhaupt noch Auto fahren?«

Ich stand auf und streckte mich. »Wird schon gehen. Aber ich habe tatsächlich das Gefühl, als könnte ich hundert Jahre schlafen. Umgeben von einer Rosenhecke, die mich hoffentlich vor all denen beschützt, die mich wecken wollen.«

»Wie war die Schicht?«

»Nicht viel los«, erwiderte ich mit einem Achselzucken. »Wie immer in der Nacht von Sonntag auf Montag.«

»Dann wird es Zeit, dass ich mich an meinen Platz verfüge und mich einlogge. Schlaf gut, Dornröschen.« Sie umarmte mich und ging ein paar Meter weiter zu ihrer Kabine.

Es war wenige Minuten vor acht. Ich konnte mich nicht überwinden, mich noch einmal hinzusetzen, und loggte mich aus. Dann hatte ich halt ein paar Minuten Fehlzeit. War mir so egal wie nur was.

Mit letzter Kraft versorgte ich Baghira mit Futter und machte sein Klo sauber, dann torkelte ich ins Bett. Ich hatte auf tiefen, traumlosen Schlaf gehofft, aber Pascal geisterte durch meine Träume. Die Szenen, die mein Unterbewusstsein mir servierte, waren von geradezu lachhafter Symbolhaftigkeit: Immer wieder standen er und ich an gegenüberliegenden Ufern eines Flusses oder den steil abfallenden Rändern eines Abgrundes, immer wieder drehte sich schließlich einer von uns um und ging weg. Mal ich,

mal er, aber die Botschaft war klar. Als ich am frühen Nachmittag aufwachte, war das Kopfkissen nass von meinen Tränen.

Nach einem opulenten Frühstück rief ich Isolde an und bat sie, für mich einen möglichst zeitnahen Kennenlern-Termin bei der Astrologin abzumachen.

Kaum zehn Minuten später rief sie mich zurück. »Sie erwartet dich in zwei Stunden. Zufällig hat gerade jemand abgesagt. Kannst du das einrichten?«

Klar konnte ich – mein nächster Termin war mein abendlicher Schichtbeginn.

Isolde erklärte mir den Weg. »Du parkst auf der Straße«, sagte sie zum Schluss. »Dann gehst du die Auffahrt hoch und rechts um die Villa herum. Stellas Räume befinden sich in der Orangerie.«

»Auffahrt? Villa? *Orangerie*? Willst du mich verhöhnen? Orangerie?«

»Das ist ein großes Gewächshaus, das man früher speziell für Zitronen- und Orangenbäume errichtete.«

»Das weiß ich, liebe Isolde. Ich bin nur erstaunt, dass deine Astrologin in so hochherrschaftlichem Ambiente residiert. Gibt es sonst noch etwas, das ich wissen muss?«

»Lass dich einfach überraschen.« Sie kicherte und fuhr dann fort: »Ihr werdet euch gut verstehen, da bin ich sicher. Du wirst sie mögen.«

Nun, das war sehr gut möglich. Blieb abzuwarten, ob ich auch das mögen würde, was sie beruflich tat – falls man es überhaupt als Beruf bezeichnen konnte, wenn man Astrologin war.

Die Adresse, die Isolde mir genannt hatte, befand sich im Villenviertel, was keine besonders große Überraschung war. Nicht nur, weil der Begriff ›Villa‹ bereits gefallen war – es war auch unwahrscheinlich, dass sich eine Orangerie in einer Siedlung mit Mehrfamilienhäusern finden lassen würde. Ich fuhr durch eine Straße, an der eine Gründerzeitvilla neben der anderen lag – in gebührendem Abstand voneinander, versteht sich, schließlich legte man Wert auf angemessene Privatsphäre. Außerdem benötigten die umgebenden Ländereien einigen Platz; das Wort ›Garten‹ dafür zu benutzen, verbot sich von selbst. Nach einigem Suchen fand ich die richtige Hausnummer und stellte mein Auto ab. Das Grundstück war von einer – für mich kinnhohen – Mauer umgeben, die wiederum von einem schmiedeeisernen Zaun gekrönt wurde.

Beide Flügel des eisernen, geschwungenen Tors waren weit geöffnet. Ich ging hindurch und folgte der gekiesten, leicht ansteigenden Auffahrt, die schnurgerade auf die weiße, zweistöckige Villa zuführte. Grüne Fensterläden – auch an den nach oben hin halbrunden Fenstern der Dachgauben – ließen das Gebäude eher rustikal-gemütlich als imposant wirken. Rechts der Auffahrt erstreckte sich der wie ein Park angelegte Garten; von einer Orangerie war bisher nichts zu sehen. Links lag ein langgestrecktes, flaches Gebäude mit mehreren grünen Holztoren, hinter denen ich Stellplätze für Autos vermutete. Über dem Eingang der Villa befand sich ein auf Säulen ruhendes Vordach; die hohe Tür beeindruckte mit Buntglasscheiben, deren Ornamente mich an Jugendstil erinnerten. Nur mit größter Mühe widerstand ich dem übermächtigen Bedürfnis, mir die Nase an den schmalen

Fenstern plattzudrücken, um einen Blick ins Innere des Hauses zu erhaschen.

Ich sollte rechts an der Villa vorbeigehen, hatte Isolde gesagt, also folgte ich dem gepflasterten Weg, der um die Villa herumführte. Kaum hatte ich die Hausecke erreicht, sah ich die Orangerie, ein beinahe vollständig verglastes Gebäude. Aus meiner Perspektive verhinderten Vorhänge und große Pflanzen den Blick ins Innere.

Der Weg zweigte nach links ab und endete vor einer Eingangstür. Rechts in Augenhöhe war ein mit Schnörkelschrift graviertes Messingschild angebracht. »*Madame Pythia*«, stand dort, und darunter, etwas kleiner: »*Tritt ein – Du bist willkommen*«.

Ich unterdrückte ein Prusten, das unbedingt rauswollte. *Madame Pythia*? Also bitte. Wo war ich denn hier gelandet? Stella, die Astrologin, hatte sich also einen Künstlernamen zugelegt. Zufälligerweise hatte ich erst letztes in einer Dokumentation gesehen, dass diese Pythia auch als das Orakel von Delphi bekannt war. Um genau zu sein: Sie war keine bestimmte Person, sondern die gerade amtierende, weissagende Priesterin in den Tempelanlagen. Um noch genauer zu sein: Die jeweilige Dame thronte auf einem dreibeinigen Höckerchen über einer Felsspalte und ließ sich von den daraus aufsteigenden Dämpfen beduseln, was offensichtlich Halluzinationen hervorrief, die sie dann als Prophezeiungen zum Besten gab. Gegeben hatte, besser gesagt, war ja schon lange her.

Sich ausgerechnet nach einer ständig bedröhnten Wahrsagerin zu benennen, sprach aus meiner Sicht Bände und fütterte zu meinem Vergnügen alle Vorurteile, die ich als mentalen Ballast zu diesem Termin mitgeschleppt hatte. Madame Pythia, tss.

Als wäre der Name noch nicht genug, sah ich mich bei meinem Eintreten in die mystischen Räumlichkeiten prompt ins Zelt einer Kirmes-Hellseherin versetzt. Wallende Tücher, geheimnisvolle Symbole und schwellende Diwane, wohin ich auch blickte. Durch die rot verhängten Glasfronten war das Licht schummrig, zumal lediglich einige dicke Kerzen brannten. Auf einem niedrigen, reich verzierten und überaus orientalisch aussehenden Tisch in der Mitte stand – ich traute meinen Augen kaum – eine kopfgroße Glaskugel, die auf einem geschnitzten Holzsockel ruhte. Wow.

Hinter einer provisorischen Wand, die aus mehreren, mit golddurchwirkten Stoffen bespannten Paravents bestand, hörte ich Geräusche, also rief ich: »Hallo? Madame Pythia?«

Die Geräusche verstummten, dann antwortete eine helle Frauenstimme: »Oh, ein Überraschungsgast! Machen Sie es sich bequem, ich bin gleich da! Ich habe gerade Tee gemacht. Sie mögen doch eine Tasse?«

»Äh ... gerne.«

Überraschungsgast? Merkwürdig, schließlich hatte ich doch eine Verabredung mit ihr. Auch die Stimme überraschte mich, denn sie klang älter, als ich erwartet hatte.

Geschirr klapperte, Schritte näherten sich, und dann kam sie auch schon mit einem Tablett in den Händen um die Wand herum und strahlte mich an: Madame Pythia in all ihrer Pracht und Herrlichkeit.

Ich war absolut sprachlos. Sie war ein kleines Persönchen, nach meiner Schätzung ungefähr in Doris' Alter, also über siebzig. Ihre Ausstrahlung war beeindruckend. Ihren

dunkelgrünen Samtturban, unter dem ein paar schneeweiße Löckchen hervorlugten, zierte über der Stirn ein im Kerzenlicht funkelnder Stein, der einen zu zahlreichen Facetten geschliffenen Smaragd simulierte. Sie trug einen fließenden, bodenlangen Kaftan, der an den Säumen mit goldener Stickerei versehen war. Das Gewand war aus einem grün-blau changierenden Stoff gefertigt, der durchaus kostspielig wirkte. Ich war überrascht, dass sie keinen Schmuck angelegt hatte – ich hatte mir natürlich klimpernde Ketten, große Ohrringe und rasselnde Armreifen vorgestellt. Trotz des Tingeltangel-Ambientes in ihren Räumlichkeiten hatte sie genug Stilbewusstsein, um auf zusätzliches Geschmeide zu verzichten.

Sie stellte das Tablett auf einen Beistelltisch, lächelte mich mit sorgfältig geschminkten, kirschroten Lippen an und sagte: »Aber setzen Sie sich doch. Was kann ich denn für Sie tun, meine Liebe?«

Ich ließ mich auf eins der schwellenden Polster sinken. »Ich bin Loretta Luchs.«

In ihrem neugierig-freundlichen Gesicht geschah nichts, keine Erinnerung an eine Verabredung dämmerte. Sie schenkte Tee ein und reichte mir eine Tasse.

»Nun, wer ich bin, wissen Sie ja. Schließlich sind Sie zu mir gekommen.«

Ich nickte zögernd. Irgendetwas stimmte hier nicht. »Isolde hat Ihnen doch gesagt, dass ich heute nur unverbindlich hier bin? Bevor ich eine Beratung ... äh ... ich wollte Sie erst einmal kennenlernen. Das ist doch so abgesprochen, nicht wahr?«

Sie stutzte, und wir sahen einander abwartend an.

Dann hellte ihr Gesicht sich auf. »Ach, herrje – Sie wollen zu Stella, richtig?«

»Äh ... ja. Sie sind also nicht Stella?«

»Aber nein! Ich bin Stellas Großmutter. Meine Enkelin finden Sie eine Tür weiter, auf der anderen Seite der Orangerie. Sie sind aber trotzdem herzlich eingeladen, einen Tee mit mir zu trinken.«

Ich war schon dabei, mich vom weichen Sofa hochzurappeln. »Vielen Dank, aber Ihre Enkelin erwartet mich. Vielleicht ein anderes Mal?«

»Aber gern.«

Sie begleitete mich zur Tür und erklärte mir noch einmal, wie ich an mein Ziel gelangte.

»Sie dürfen mich gerne wieder besuchen«, sagte sie zum Abschied.

Nun, das würden wir dann sehen. Spätestens, wenn ich Fragen zur korrekten Pflege von Einhörnern hatte.